

INTERVIEW

Mystiker Alois Haas: «Ich habe versucht, das Denken auszuschalten. Es ist mir nicht gelungen»

Als Bäckerssohn in der Zürcher Altstadt entdeckte Alois Haas das Lesen. Später wurde er zu einem der besten Kenner mittelalterlicher Mystik. Ein Gespräch über eine wilde Kindheit, die Jugend in der Klosterschule und über das Altsein.

Thomas Ribi, Benedict Neff

06.11.2023, 05.30 Uhr ⌚ 11 min





Karin Hofer / NZZ

«Ich war süchtig nach Büchern, ich wollte alles lesen und verstehen»: der Germanist und Mystikforscher Alois Haas.

Uetikon-Waldegg, es ist früher Nachmittag. Alois Haas steht am Perron der Üetlibergbahn, als wir aus dem Zug steigen. Er ist neunundachtzig, geht an zwei Wanderstöcken, aber bestand darauf, uns abzuholen. Der Weg zu ihm nach Hause sei nicht leicht zu finden, sagt er. Das ruhige Wohnquartier ist tatsächlich labyrinthisch. Nach wenigen Minuten stehen wir vor dem Hauseingang. Schon im Treppenhaus stapeln sich Bücher. Die Wohnung ist halb Bücherlager, halb Schreibklausur. Wir

setzen uns ins Wohnzimmer, durch ein grosses Fenster sieht man den wolkigen Nachmittagshimmel.

Alois Maria Haas war Professor für ältere deutsche Literatur, zunächst in Kanada, seit Anfang der 1970er Jahre an der Universität Zürich. Er ist einer der prominentesten Mystikforscher. Seine Bücher zu Meister Eckhart, Heinrich Seuse und über christliches Denken und Zen-Buddhismus wurden in verschiedene Sprachen übersetzt und sind Standardwerke. Seit rund zwanzig Jahren ist er emeritiert. Seine Frau, die als Psychotherapeutin tätig ist, hat eine eigene Wohnung auf der gegenüberliegenden Seite der Stadt Zürich. Kaum sind wir in seiner Wohnung, macht sich Alois Haas auf die Suche nach einem Buch, das er uns zeigen will, kann es aber gerade nicht finden. «Machen wir das später», sagt er, «reden wir erst einmal miteinander.»

Herr Haas, Sie müssen ein fanatischer Leser sein. In der ganzen Wohnung sind Bücher, wohin man sieht. Ist Ihnen das Lesen nie verleidet?

Ich habe oft pro Nacht ein Buch gelesen. Verleidet ist es mir nie. Heute gehe ich es gemächlicher an. Und vor allem, ich weiss gar nicht, was ich mit all diesen Büchern machen soll. Vierzigtausend Bücher habe ich schon einer Bibliothek in Barcelona geschenkt.

Warum haben Sie die Bücher nicht einer Schweizer Bibliothek geschenkt?

Das hätte ich, wenn eine Bibliothek Interesse gezeigt hätte. Der Kontakt mit Barcelona kam zufällig zustande. Als ich in Barcelona einen Vortrag hielt, lernte ich zwei Dozenten kennen, die sich mit ähnlichen Themen beschäftigten wie ich. Man kam ins Gespräch, und als die beiden einmal in Zürich zu Besuch waren, kam bei einem Nachessen in der «Kronenhalle» die Idee auf, dass ich die Bücher der Bibliothek in Barcelona schenken könnte. Ein paar Jahre später fuhren die Lastwagen vor, und die Bücher wurden abgeholt.

Was war das für ein Gefühl?

Befreiend. Ich habe Bücher nie als Besitz, als Wert verstanden. Die Kollegen der Universität Barcelona haben den Wert der Bücher, die ich ihnen geschenkt habe, auf über drei Millionen Franken geschätzt. Aber mich interessierten sie vom Inhalt her, ich wollte alles lesen und verstehen.

Ist Ihnen das gelungen?

Natürlich nicht, niemand kann das. Heute habe ich andere Probleme, ich verzweifle am Digitalismus.

Was ist das Problem?

Entweder der Computer spinnt oder ich. Für das digitale Unwesen bin ich einfach zu alt. Obwohl ich eigentlich schon lange mit Computern arbeite. Vor vielen Jahren hat ein Assistent von mir einen Computer installiert im Büro. Ich wollte das nicht, aber er hat sich durchgesetzt.

Der Computer war keine Erleichterung?

Ich hätte damals lieber eine neue Schreibmaschine gehabt. Zum Schreiben war das besser, finde ich. Im Alter wird man halt ungeschickt mit den Händen. Dann drückt man plötzlich zwei Tasten statt einer, und schon hat man den Salat.

Wie haben Sie Ihre Bücher geschrieben? Von Hand?

Nein, mit der Schreibmaschine, mit einer kleinen Hermes Baby. Und dann hat meine Schwester das abgetippt. Sie hatte Telexistin gelernt, dieser Beruf war damals neu aufgekommen, in den fünfziger Jahren. Sie konnte innert zwei, drei Tagen ein Manuskript von sechs-, siebenhundert Seiten abschreiben. Ohne Fehler. Sie war meine Rettung.

Lesen, Schreiben und Lehren war Ihr Beruf als Professor an der Universität. Wie sieht Ihr Tag heute aus?

Ich lese nicht mehr so viel wie früher. Dafür bin ich zu faul. Ich kann stundenlang liegen und an etwas herumstudieren. Aber ich treffe mich regelmässig mit Leuten, um gemeinsam mit ihnen Texte zu lesen. Zurzeit lese ich begeistert Plotin, das ist grossartig.

Den spätantiken Philosophen?

Ja. Plotin lebte im 3. Jahrhundert n. Chr., kam wahrscheinlich aus Afrika, aus Ägypten, und studierte in Alexandrien. Das war in der Spätantike ein Zentrum der Philosophie. Das vergisst man heute oft, dass die Philosophie nicht einfach eine europäische Geschichte hat, sondern gerade am Anfang von Denkern aus Afrika geprägt ist.

Lassen Sie uns über Ihre Kindheit reden. Sie sind in Zürich aufgewachsen. Wie war das damals?

Wir lebten im Haus der Grosseltern an der Schlossergasse. Meine Eltern hatten das den Grosseltern abgekauft, nachdem sie geheiratet hatten. In diesem Haus führten meine Eltern eine

Bäckerei. Einen sogenannten Schwabenbeck. In Zürich gab es damals viele Schwabenbecke.

Schwabenbecke?

Ja, die hiessen so, weil sie von Schwaben geführt wurden. Geschäftstüchtige Schwaben, wie mein Grossvater auch einer war. «Vohdin» an der Oberdorfstrasse gibt es heute noch. Die brachten aus Deutschland das dunkle Brot in die Schweiz. In der Schweiz kannte man vorher nur Weissbrot. Die Schwaben brachten dunkles Brot, verschiedene neue Brotsorten. Im Krieg wurde auch viel Sparbrot gebacken.

Das war während des Zweiten Weltkrieges?

Ja, damals kamen jeden Tag zwei, drei Bettler in die Bäckerei und baten um ein Stück Brot. Mein Vater gab ihnen dann ein halbes Pfünderli oder sonst etwas. Davon lebten diese Leute.

Das klingt nach einer anderen Welt.

Ja, Zürich war ganz anders. Das Quartier zwischen Oberdorfstrasse und Winkelwiese war klar gegliedert. Zuhinterst, gegen die Rämistrasse hin, war die Trittligasse. Da wohnten die vornehmen «Säcke», wie wir damals sagten. Leute, die Geld hatten, Fabriken führten. Aber man kannte sich, hatte ein gutes Verhältnis, sagte sich freundlich Guten Tag. Ihre Häuser hatten schöne Gärten, die man von der Eingangsseite gar nicht sah. Da waren wir Kinder dauernd unterwegs, kreuz und quer. Gegen das Grossmünster hin wohnten dann die einfacheren Leute. Kleingewerbler wie meine Eltern, aber auch arme Leute, die kaum genug Geld hatten, um anständig zu leben.

Wie war Ihre Kindheit?

Wir sind aufgewachsen wie wilde Tiere. Wir machten, was wir wollten. Die Eltern stellten uns manchmal vor den Brunnen am Platz vor der Frankengasse. Da gab es eine Brunnenfigur: ein Mann,

der einem Kind den Hintern versohlt. Das sollte uns als Mahnung dienen. Aber es nützte nicht viel.

Wie war das Familienleben?

Zu Hause war es eng. Wir hatten nicht viel Platz, weil wir auch Mieter im Haus hatten und selbst nur einen Teil des Hauses bewohnten. In der Wohnung hatten wir einen Schrank. Da hatte jedes Kind eine Schublade, in der es seine Sachen versorgen konnte, die wenigen Spielsachen, die man hatte, oder so. Ich war ein spezielles Kind. Ich spielte gern mit Puppen, mit so kleinen. Einmal, im Winter, sagte meine Mutter mir, als ich in die Schule musste: «Ich sehe dir an, dass du gern deine Puppe mitnehmen würdest.» Sie hatte recht, aber ich getraute mich nicht, weil ich Angst hatte, von den anderen verspottet zu werden. Da sagte meine Mutter: «Nimm die Puppe doch in die Knickerbocker, dann hast du sie dabei, sie kann nicht herausfallen, und niemand sieht, dass du sie dabei hast.»

Das klingt sehr liebevoll und liberal.

Ja, so war es.

Haben Sie schon als Kind gern gelesen?

Sobald ich lesen konnte, ging für mich eine neue Welt auf. Ich las alle die Jugendbücher, die es damals gab: «Das deutsche Universum», «Helveticus», «Mein Freund». Da gab es Artikel über alle möglichen Wissensgebiete, über Kriege, Maschinen, Literatur, Tiere.

Wie kamen Sie zu den Büchern?

Ich wünschte sie mir auf Weihnachten, schrieb Wunschzettel.

Wurde bei Ihnen zu Hause gelesen?

Nein, mein Vater hat nie gelesen. Aber ich habe mich schon als Kind für Bücher interessiert. Und später war ich ja süchtig nach Büchern. Nach jeder Vorlesung bin ich in die Buchhandlung gegangen und habe Bücher gekauft.

Ihre Familie war katholisch. Wie war das in der reformierten Stadt Zürich?

Der Grossmünsterpfarrer wohnte nicht weit von uns, an der Kirchgasse. Das war ein netter, unkomplizierter Mensch, er kaufte das Brot bei uns und besuchte alle im Quartier, ob sie katholisch oder protestantisch waren. Vorne, in der Frankengasse, wohnten die armen Leute und die Schwulen. Es war eine interessante Mischung von Menschen, die dort lebten. Auch Künstler gab es, einen Maler, der manchmal ein nacktes Modell im Atelier hatte. Dann sagte manchmal einer der Buben: «Der hat wieder eine nackte Frau im Haus», und wir standen ans Fenster, um zu schauen, ob wir durch einen Spalt einen Blick erhaschen konnten. Viel gesehen haben wir nicht. Im Garten der Winkelwiese bemalten wir einmal die ganze

Hausfassade blau, einfach aus Blödsinn. Zwei ganze Tage mussten wir putzen, bis das wieder sauber war.

Gab es keinen konfessionellen Graben?

Ich habe nicht viel davon gespürt. Wir wohnten im Parterre, und am Sonntagmorgen zogen die Reformierten von der Trittligasse auf dem Weg ins Grossmünster vor unserem Fenster vorbei. Da haben wir schon spöttische Sprüche gemacht und gesagt: «Schau, wie die Protestanten in die Kirche rennen. Die müssen das. Wir nicht.»

Sie mussten doch jeden Tag in die Kirche, oder nicht?

Nein, nur am Sonntag.

Ihre Mutter kam aus der Altstadt, Ihr Vater aus Aussersihl. Spielte das eine Rolle?

Ja, mein Vater kam aus dem «Kreis Cheib». Da gab es grosse Feindschaften, Schlägereien. Die «Zürcher Bubenkriege» an der Sihl waren legendär. Wir in der Altstadt hatten auch Banden. Ich war bei der Neustadtbande, aber das war harmlos. Wir waren gutmütige Kinder. Weiter unten im Quartier, an der Oberdorfstrasse, gab es einen Buben, den wir nur «Strumpfkugel» nannten, weil er einen kahlgeschorenen Kopf hatte. Das war der Chef einer richtigen Bande. Die machten ziemlich viel Blödsinn.

Gab es Prügeleien?

Klar, dauernd. Ich ging im Wolfbachschulhaus zur Schule. Da wurde praktisch in jeder Pause einer verprügelt.

Sie haben die «Schwablen» erwähnt. Wie war das Zusammenleben von Schweizern und Deutschen?

Problemlos. Mein Grossvater war ein leutseliger Mensch und beliebt. Er war als Ungeborener im Schoss seiner Mutter in die

Schweiz gekommen. Seine Mutter war als Dienstmädchen in Zürich zum Teufel gejagt worden, weil ihr Chef, ein Zürcher Bäcker, sie geschwängert hatte. Er wurde schliesslich einsichtig und nahm ihn an und hinterliess meinem Grossvater etwas Geld. Meine Grossmutter war ein Verdingkind aus dem Berner Oberland. Der Grossvater sprach nie ein Wort Schweizerdeutsch. Er sagte immer: «Im Schwabenland galt ich als Schweizer Bub, und hier in der Schweiz gelte ich als Sauschwab.» Aber er nahm das mit Humor.

Dann kamen Sie nach Engelberg in die Klosterschule. Warum gerade Engelberg?

Das war ein reiner Zufall. An der Trittligasse, also bei den «Vornehmen», wohnte der Coiffeur Bachmann. Er hatte das feinste Coiffeurgeschäft in Zürich, an der Poststrasse. Wir waren gut bekannt mit den Bachmanns, und sie erzählten meiner Mutter von Engelberg. Da fand meine Mutter, das könnte etwas sein für mich. Ich war damals unausstehlich.

Wieso?

Ich tat immer furchtbar blöd. War wild, gehorchte nicht, benahm mich unmöglich. Einmal wurde es meiner Mutter zu viel, und sie gab mich für drei Wochen in ein Waisenhaus. Ich sehe es noch vor mir, wie sie dort anrief. Dann sagte sie mir: «Komm, wir gehen», packte meinen Koffer, ging mit mir zum Bahnhof, und wir fuhren mit dem Zug nach Baar, wo das Waisenhaus war. Da waren etwa hundert Kinder, für die gab es zwei riesige Schlafsäle. Und neben den Kindern lebten in dem Heim auch «Irrenhäusler», wie man damals sagte. Am Morgen mussten alle Kinder in die Schule, und die meisten mussten nachher bei Bauern arbeiten. Dann war ich mit drei Ordensschwestern allein im Heim und wurde betreut wie ein König. Ein solches Paradies hatte ich zu Hause nicht.

In Engelberg herrschte Zucht und Ordnung?

Im Gegenteil. Ich genoss es dort. Es war viel ruhiger als zu Hause. Ich hatte endlich einen stillen Ort, einen Schreibtisch, an dem ich

lesen und arbeiten konnte. In der Schulbibliothek gab es lustigerweise viele Krimis.

Das klingt entspannt. Mussten Sie keine Kutten tragen?

Doch, aber eine Kutte ist das bequemste Kleidungsstück, das es gibt. Und vor allem hatten wir im Kloster alle Möglichkeiten, konnten Sport treiben. Nach dem Mittagsstudium gingen wir oft Ski fahren, auf den Trübsee. Ich war kein rasender Skifahrer, aber ich fand das toll. Die Jahre in Engelberg waren ein grosses Geschenk.

Was Sie von Engelberg erzählen, klingt ganz anders als das, was Thomas Hürlimann von seiner Zeit in Einsiedeln erzählt. Er schildert ein Klima der geistigen Enge.

Ja, ich weiss. Ich finde, Hürlimann macht ein zu grosses Aufhebens darum. Es herrschte ein viel offeneres Klima, als er es beschreibt. Dass man Nietzsche las, war doch völlig normal. Das wussten die Patres auch. Ich las damals auch viel Adalbert Stifter.

Das würde man von einem Jugendlichen nicht gerade erwarten.

Ich las alles, was ich in die Finger bekam. Schon als Siebenjähriger ging ich jeweils zu einem Händler in der Froschaugasse. Dieser Händler verkaufte Schundhefte. «Jerry Cotton»-Romane und Ähnliches. Da konnte man einen Stoss Hefte mitnehmen, musste zwanzig Rappen bezahlen, und wenn man sie gelesen hatte, brachte man sie zurück und nahm einen neuen Packen mit. Zu Hause versteckte ich die Hefte unter dem Bett und las sie abends, wenn mein Bruder eingeschlafen war.

Wann wussten Sie, was Sie machen wollen im Leben?

Das kam eigentlich wie von selbst. Wir hatten im Kollegium einen hervorragenden Deutschlehrer, einen Pater. Er imponierte mir als Mensch, sein Unterricht war grossartig. Er weckte mein Interesse an Literatur. Ich las Stifter, alles Mögliche. In den Abschlussklassen hatten wir jeden Monat an zwei Abenden Rhetorikabende. Da musste man Thesen verteidigen und gegen die Thesen der anderen

argumentieren. Spielerisch. Einige der Schüler sind später in die Politik gegangen. Ich wusste da schon, mein Feld ist die Literatur.

Was sagten Ihre Eltern dazu?

Mein Vater fand natürlich, das sei ein brotloser Beruf. Aber er liess mich machen. Und irgendwie war er auch stolz. In solchen Sachen war mein Vater wie ein Kind. Als ich studierte, liess er mich einmal an seinen Stammtisch rufen. Da sassen lauter müde Trinkgesellen. Mein Vater verbrachte viel Zeit in der Beiz, beim Trinken mit seinen Kunden, denen er Brot lieferte. Und als ich da ankam, sagten die müden Trinkgesellen, sie würden jetzt gern einmal den Herrn Professor sehen. Ich verschwand gleich wieder. Mein Vater wollte irgendwie plagieren mit seinem Sohn.

Haben Ihre Eltern Ihre akademischen Erfolge noch erlebt?

Die Mutter hat es erlebt. Sie wurde alt, über neunzig. Der Vater nicht, er starb früh.

Sie haben sich wissenschaftlich auf die geistliche Literatur des Mittelalters spezialisiert. Warum hat Sie ausgerechnet das so gepackt?

Mich hat zunächst nicht die religiöse Literatur interessiert, sondern im Gegenteil, die profane Literatur. In der mittelalterlichen Literatur gibt es unflätige, grobe, schweinische Texte. Eine Freizügigkeit, die es nachher erst im 20. Jahrhundert wieder gibt. Und sogar mit dem Heiligsten trieben die Autoren Schindluder. Es gibt hoch vergeistigte Texte, und es gibt Texte, die einem die Schamröte ins Gesicht treiben, auch wenn man abgebrüht ist. Dieses Nebeneinander faszinierte mich. Es war diese Vielfalt, dieses Unmässige, was mich angezogen hat. Andererseits fand ich es spannend, wie sich die mystische Literatur herausgebildet hat, bei Meister Eckhart, Heinrich Seuse und anderen. Da entsteht eine neue Literatur, eine neue Sprache, da suchen Denker Worte für Erfahrungen und Gedanken, die sich mit Worten eigentlich nicht beschreiben lassen.

Sie haben sich intensiv mit Mystik beschäftigt, was ist Mystik?

«Myein» heisst auf Griechisch «die Augen schliessen». In der Mystik geht es darum, Gotteserfahrungen auszudrücken und zu reflektieren. Zu allen Zeiten hatten Menschen Erlebnisse der Vereinigung mit Gott, mit dem göttlichen Geist.

Haben Sie das selbst erlebt?

Nein, ich glaube nicht. Ich habe es versucht. Mit Meditationsübungen.

Wie geht das genau?

Es geht darum, das Denken zu bändigen. Unsere Gedanken schwirren ja dauernd herum, man kann sie nicht einfach stoppen. Ich habe versucht, das Denken auszuschalten. Aber es ist mir nicht gelungen.

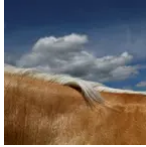
Haben Sie Rituale mitgemacht?

Ja, unter anderem in Tibet, beim Dalai Lama. Sehen Sie das Bild, das dort an der Wand hängt? Wenn man lange genug hinschaut, bewegt der Buddha seinen Finger. Vielleicht erwacht er einmal wirklich.

Das Denken endet mit dem Tod. Beschäftigen Sie sich auch mit ihm?

Natürlich, ich habe Diabetes, bin krebskrank. Ich werde mehrmals im Jahr operiert, bekomme Hormone, die den Verlauf der Krankheit verlangsamen sollen. Das verändert vieles. Auch mich als Menschen verändert es. Aber ich kann noch laufen und denken, auch wenn ich vieles vergesse. Manchmal ist man schon ein bisschen allein, hat Schmerzen. Aber ich kann dankbar sein.

Passend zum Artikel



Ich weiss nicht, was ich bin, ich bin nicht, was ich weiss: Was Meister Eckhart mit dem Zen-Buddhismus verbindet

In allen Religionen streben Leute nach einer Erfahrung des Göttlichen, die der Sprache vorausgeht. Mystik ist der Versuch, in einen Zustand ursprünglicher Gegenwart vorzustossen.

Alois M. Haas 25.10.2020



Über Minen gehen: die atheistische Mystik im Augenblick vollkommener Leere

Es gehört zu den Kränkungen unserer Existenz, dass die Vernunft regelmässig an ihre Grenzen stösst. Dass da etwas ist, was unsere Vorstellungskraft übersteigt, gibt dann auch dem Atheisten zu denken.

László F. Földényi 27.05.2018



Der letzte seiner Art

Der Benediktiner Urs Egli ging vor 56 Jahren nach Kamerun, um zu missionieren. Er baute Brunnen und Schulen. Heute ist er 84 und möchte bald heimkommen.

Gudrun Sachse 01.10.2011



Copyright © Neue Zürcher Zeitung AG. Alle Rechte vorbehalten. Eine Weiterverarbeitung,
Wiederveröffentlichung oder dauerhafte Speicherung zu gewerblichen oder anderen Zwecken ohne
vorherige ausdrückliche Erlaubnis von Neue Zürcher Zeitung ist nicht gestattet.